

# Der rote Teufel [Fortsetzung]

Autor(en): **Gysin, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **23 (1929)**

Heft 18

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926755>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zur Unterhaltung

### Der rote Teufel.

Erzählung von Hans Gysin, mit Holzschnitten von Hans Wagner, St. Gallen. (Fortsetzung.)

Bethli war in den schweren langen Jahren sehr zusammengeschmolzen. Einer von den Buben konnte schon posamenten und das war gut; einmal war der Verdienst recht nötig und es mochte die Stange nicht mehr recht ziehen. Die zwei andern Buben besorgten das kleine Bauernwesen, so gut es ging, der Vater kommandierte nur manchmal noch etwas Verkehrtes.

Mit liebevollen Worten ermahnte Bethli ihn von Zeit zu Zeit; er hörte stumpfsinnig zu oder sagte einmal: „Es gibt jetzt bald eine Aenderung bei mir!“ Bethli wußte nicht recht, was er meinte, aber in der Stille betete es zu seinem Gott, daß er es noch erleben lasse, daß Paul ein anderer Mensch werde.

Eine Aenderung bereitete sich vor in dem Hause, in der Zeit, wo einer der Söhne in der Rekrutenschule war. Vielleicht hatte sich die Mutter bei der Mehrarbeit überarbeitet. Schon lang aber war sie immer durchsichtiger ge-

worden, es war eher ein langsames Verbrauchen des Gesundheitskapitals. Die Anforderungen an Seele und Leib waren zu groß gewesen, als daß die Zinsen ausgereicht hätten für die Ausgaben. Und jetzt kam der Zusammenbruch plötzlich.

Mitten in der Nacht erwachte Bethli mit einem Schüttelfrost, es schüttelte das ganze Bett. Ueber Stechen in der Brust klagte die Kranke, und sie atmete, als ob ein ganzer Berg auf ihr läge. Backen bekam sie wie die Geranium vor den Fenstern, noch röter als in der Zeit, wo der junge Pauli um sie gefreit. Paul erwachte, aber er hatte an dem Abend einen „Zünftigen“ gehabt und war jetzt nicht so recht klar. Bethli klopfte den beiden Buben. Die standen bald auf und Pauli machte Feuer an und kochte der Mutter, auf ihr Geheiß, Kaffee. Das tat der Kranken gut, so gut, daß sie die Buben wieder ins Bett schickte, und der Mann schnarchte überhaupt schon wieder.

Aber am Morgen war der Bresten eben doch nicht weg, die Mutter fing an, in den „Hizen“ zu schwazzen! Sie trug das kleine Bethli herum und redete ihm zu, konnte es aber fast nicht stillen. Dann war die Mutter ein Mädchen in ihres Vaters Haus und lernte Liederverse für den Herrn Pfarrer! „Befiehl du deine Wege“ und „Fröhlich soll mein Herze springen“. Paul war's unheimlich bei der Sache und er schickte einen Buben zum Doktor. Bis derselbe kam, stärkte sich Paul mit einigen Gläschen, aber es wäre nicht nötig gewesen; denn der Doktor gab ihm nur einen scharfen Blick, nachdem er die Mutter untersucht, und wandte sich dann an die Buben mit ernstem Gesicht: „Ist keine Frau da?“ „Nein“, sagte Pauli, „aber die Base kommt bald“. „Sie sollte schon da sein und Wickel machen“, sagte der Arzt darauf. Wie sie noch redeten miteinander, kam die „Annebäsi“ die Treppe herauf und zur Türe herein. Nun erklärte ihr der Arzt alles, was sie zu tun habe, und zum Schluß meinte er halblaut: „Es wäre besser, ein anderer läge da, aber eben, es wäre noch schade für ihn und jetzt soll einer der Buben mitkommen, um eine Medizin bei



mir zu holen“, fügte er laut hinzu. Der Päuli ging mit.

Dem „Andern“ aber war es unheimlich in der Krankstube und er verfügte sich in die obere Regionen, wo er allein Trost fand. Die Fieber wollten nicht aufhören bei Bethli, es schwante irre, und der Atem ging je länger desto schwerer. Paul hatte jetzt doch nirgends recht Ruhe; von Zeit zu Zeit kam er und stand von ferne, das heißt unter der Türe, und es war, als ob er sich vor etwas fürchte, vor was wußte er selbst nicht. Immer aber nahm er wieder seine Zuflucht zum Krug, wenn er schon eigentlich nicht wollte. Die nächste Nacht blieb die Annebäsi da zum Wachen, und der „Anderer“ wollte eigentlich auch wachen, auf der warmen Kunst (Ofensitz). Es war aber, als ob er einen Schlaftrunk geschlürft hätte oder sein Kopf mit Blei ausgegossen wäre, so zog es ihn herunter. Vor Mitternacht schlief der Wächter schon den Schlaf des Trinkers. So um 2 Uhr herum war die „Annebäsi“ auch auf ihrem Stuhl ein wenig eingeknickt, da erwachte Bethli, schaute klar um sich und rief dann, so laut es noch konnte: „Päuli! Päuli!“ Paul hörte nichts, aber die nur ein wenig schlummernde Krankwärterin schrak auf und fragte: „Geht's besser, Bethli?“ „Mir geht es gut, aber dem Päuuli nicht!“ antwortete die Kranke. „Nicht wahr, du mußt jetzt wenigstens nicht mehr so stark atmen, man hört es“, sagte darauf die Annebäsi. „Nein, ich habe nicht mehr so Mühe zum Atmen, aber das Herz klopft so stark, hörst du's nicht?“ erwiderte Bethli, „komm und höre einmal!“ Der Base fiel das jetzt auch auf: das Herz pochte und flatterte in seinem Käfig wie ein frischgefangener Vogel, und jeden Augenblick schien es, als ob es aus seinem Häuschen treten wollte, sodaß es der guten Annebäsi Angst machte. Die Fieberbacken waren auch weg, und das Gesicht sah jetzt eher aus wie ein Stück von einem Aschentuch. Bethli schlummerte doch wieder ein wenig ein, und die Annebäsi versuchte mit nicht gerade sanften Stößen den „Andern“ zu wecken. Der hörte auch endlich auf mit Schnarchen, sah mit rollenden Augen umher und brummte: „Wer ist da?“ „Nur ich“, sagte die Base, „komm doch schnell schauen, Bethli gefällt mir gar nicht!“ Jetzt



erwachte der Schläfer endlich doch und trampete zum Bett, aber die Mutter schlug die Augen nicht mehr auf, auch das Herz pochte nicht mehr: die Flamme des Lebens hatte ausgeflackert, das überlastete Herz war zur Ruhe gekommen, es war still, ganz still geworden.

Paul stand wie ein Stock. Jetzt zu dieser Stunde konnte er doch nicht seine Zuflucht nehmen zu seinem sonstigen Tröster, so war er ein rechtes Häuflein Elend. Die schnell geweckten Buben umstanden weinend das Totenlager; es kam ihnen vor, als ob sie niemand mehr hätten, und bei beiden wollte sich der Gedanke einfaugen: Wenn nur der Vater so da läge! Der andere „Bub“ bekam Urlaub, um zur Beerdigung der lieben Mutter zu gehen, dann mußte er wieder einrücken. Daheim mußten sie nun versuchen, ohne die Seele des Hauses weiter zu machen. Sie fehlte überall, aber es mußte doch gehen, wie an manchen andern Orten auch.

Paul lief trübselig herum, redete nicht viel und man wußte nicht recht: weiß er, was gegangen ist, oder weiß er's nicht? Einmal saß er stundenlang auf der warmen oder auch kalten Kunst und stierte in ein Loch hinein, ein andermal lief er im Hause umher, als ob er etwas suchte, dann konnte er wieder vor das Bett knien und heulen zum Herzbrechen. Einen ganzen Tag lang besuchte er einmal seinen „Tröster“ nicht, aber am andern Tag wieder um so mehr, sodaß ihn die Buben ins Bett tragen mußten. So ging es wochenlang. — Da einmal über den Mittag, der junge Päuuli war gerade am Kochen, kam der Vater ganz aufgeregt die Treppe hinauf und rief: „Päuli,

wo ist die Mutter hingegangen, sie hat mir doch gerufen?" Der Bub war erschrocken bei dieser Frage des Vaters, fing an zu weinen und sprach: „Die Mutter ist ja gestorben, Vater!“ „Und es ist die Mutter gewesen, meinst du, ich kenne ihre Stimme nicht!“ wiederholte der Vater. „Ja, was hat sie denn gesagt“, fragte nun Pääuli, dem es anfing, unheimlich zu werden. „Sie hat gerufen: Pääuli, Pääuli, solcherweise kommst du nicht zu mir in den Himmel! — Und sie muß einfach da sein“, sagte der Vater darauf und fing an zu suchen, ohne sie zu finden, im ganzen Haus, aber auch sonst fanden sie zusammen keinen Menschen, von dem die Stimme ausgegangen sein könnte. Und doch hatte der Vater die Stimme der lieben Mutter gehört. Der Bub mußte wieder nach dem Essen sehen, der Vater aber setzte sich auf einen Stegentritt und staunte eine Zeit lang in die Welt hinaus, dann nahm er den Kopf in die Hände und fing laut an zu beten: „Lieber Gott, hilf mir! lieber Gott, hilf mir!“ Auf einmal aber kam ein ganz neuer entschlossener Zug in sein Gesicht, und er rief aus: „Keinen Tropfen trink' ich mehr, keinen Tropfen mehr und wenn ich daran sterben müßte“. Dann stand er auf und fing an zu drohen: „Das Gehirn schlag' ich ihm ein, das Hirn geh' ich ihm einschlagen!“ Mit diesen Drohworten lief er in den Holzschopf und nahm dort ein großes Beil zur Hand. Pääuli erschrak und wußte nicht, was er denken sollte vom Vater, er dachte an Säuerwahn sinn, hatte er doch einmal einen solchen Deliranten im Dorf gesehen, der am hellen Tage den Leuten mit einem großen Metzgermesser nachsprang; gewiß wollte der Vater in seinem Wahn jemand todschlagen. (Fortf. folgt.)

### Aus der Welt der Gehörlosen

**Basel.** Taubstummenverein Helvetia. Ausflug auf den Weißenstein am 1. September. Bei völlig wolkenlosem Himmel und deshalb voll Freude auf den bevorstehenden Tag kamen unsere Ausflugsteilnehmer morgens 5 Uhr beim S. B. B. Bahnhof zusammen. Durch das feine Wetter begünstigt, lösten sich unsere Zungen zum Plaudern und Späße machen, sodaß wir noch etlichen vollsinnigen mitfahrenden Passagieren willkommene Unterhaltung boten. Lustig in Ehren, kann Niemand verwehren. Plötzlich waren wir in Delsberg angelangt, wo wir um-

steigen mußten in einen andern Zug, der uns bis Münster bugsierte. Wie waren wir überrascht, als uns eine Gruppe unserer lieben Freunde willkommen hieß, die wir eben in Solothurn besuchen wollten und die uns entgegeneilten. Nach tüchtigem Händeschütteln und den wichtigsten Mitteilungen, führte uns ein anderer Zug nach Gänzbrunnen, wo wieder einige unserer lieben Genossen auf uns harrten. Nach der freudigen Begrüßung nahmen wir den schön angelegten Weg nach dem Weißenstein unter die Füße. Die Temperatur hatte unterdessen ordentlich zugenommen, sodaß manche Schweißtropfen fielen, bis wir im Kurhaus oben anlangten. Die Hitze verlangte von uns beinahe doppelt mehr Zeit, als bei erträglicher Temperatur. Da uns die Aussicht in die Berge durch den warmen Dunst verwehrt wurde, begnügten wir uns mit der Betrachtung von Solothurn und Umgebung und des Laufes der Aare mit ihren vielen Windungen, gleich einem Wurm, der öfters Hindernisse zu bewältigen hat. Im kühlen Restaurant verzehrten wir unsern mitgenommenen kleinen Imbiß und bestellten etwas Kaffees dazu, nicht ahnend, daß uns das wenige für volle vier Stunden genügen sollte. Da nicht der Weißenstein, sondern die Zusammenkunft mit unsern Kameraden in Solothurn und Umgebung unser Ziel war, hieß es wieder schnell aufbrechen und so trippelten wir anderthalb Stunden abwärts auf ungleichmäßigen Staffeln, was uns sehr ermüdete, so daß die Knie streifen wollten. Unten angekommen, hätten die meisten ein wahrhaftes, sofortiges Mittagessen vorgezogen, das Programm schrieb jedoch den Besuch der Einsiedelei vor, der wir aber nicht mehr viel Zeit widmen konnten, dann pilgerten wir dem angenehm kühlenden Bach entlang und, die Hälfte des Weges im Schatten, endlich der Stadt zu. Nachmittags 3 Uhr begrüßten uns die freundlichen Wirtleute der Schmidstube, die uns ein recht befriedigendes Mittagessen für einen billigen Preis bereit hielten. Während und nach dem Essen wurden noch verschiedene Erlebnisse gegenseitig besprochen, und der Hitze überdrüssig, klopften wir noch ein Säßchen. Um nicht zu spät zu kommen, gingen wir beizeiten zum Bahnhof, wo das Dampfroß unsere müden Glieder aufnahm und heimwärts beförderte. Trotz der Schwizkur freuten sich Alle ohne Ausnahme des schönen Bummels, der unser Freundschaftsband wieder enger bindet und so endete der Tag ohne den kleinsten Vermutstropfen. Unsern lieben Freunden von Solothurn